

Auf dem Weg in ein post-koloniales Utopia oder: Warum „Leopold“ uns heute noch etwas zu sagen hat

Ein Essay von Thorsten Heese

„Wir schreiben das Jahr 2200. Dies sind die Abenteuer des Raumschiffs Enterprise, das mit seiner 400 Mann starken Besatzung fünf Jahre lang unterwegs ist, um neue Welten zu erforschen, neues Leben und neue Zivilisationen. Viele Lichtjahre von der Erde entfernt dringt die Enterprise in Galaxien vor, die nie ein Mensch zuvor gesehen hat.“¹ So startet jede Folge der bekannten US-amerikanischen Science-Fiction-Serie „Star Trek“. An Bord der „Enterprise“ agiert eine bunte, diverse Besatzung. Der weiße Kommandant (Captain James T. Kirk) vertraut seinem Kommunikationsoffizier; der ist weiblich und Afroamerikanerin (Lieutenant Uhura). Chefingenieur „Scotty“ ist stolzer Schotte (Lieutenant Commander Montgomery Scott) und hält die Maschinen am Laufen, während der japanische Lieutenant Hikaru Sulu am Navigationspult und der russische Fähnrich Pavel Chekov an den Photonentorpedos das Raumschiff gemeinsam durch die „unendlichen Weiten des Weltraums“ steuern.

Der Serie nach sind im 23. Jahrhundert die alten uns bekannten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Konflikte längst überwunden. Man hat aus einer atomaren Katastrophe, die einst die gesamte Menschheit nah an ihren Abgrund geführt hat, gelernt und nimmt nun mit Warp-Geschwindigkeit Kontakt mit anderen Zivilisationen auf, um dauerhaft ein friedliches interstellares Miteinander zu organisieren. Und auch hier hat eine bessere Zukunft längst begonnen: Wenn sich Schiffsarzt Dr. Leonard McCoy und der 1. Offizier resp. Wissenschaftsoffizier Spock – Sohn einer Irdischen und eines Vulkaniers – regelmäßig verbal aneinander reiben, dann nimmt das Publikum Teil an einer kritisch-produktiven Auseinandersetzung zweier unterschiedlicher Kulturen.

Die schöne Utopie ist mehr als kultige Unterhaltung für Fans der Science Fiction. Tatsächlich greift die in den 1960er Jahren entstandene Fiktion emanzipatorische Ideen ihrer Zeit wie der Bürgerrechts-, der Emanzipations- und der Friedensbewegung bewusst auf um zu zeigen, was vor der Kulisse der beiden verheerenden Weltkriege oder des damals brandheißen „Kalten Krieges“ möglich und lebenswert sein könnte: friedlich gelebte kulturelle und gesellschaftliche Vielfalt auf Grundlage der Menschenrechte für alle. Gleichwohl zeigt der Blick in die Gegenwart, dass 50 Jahre später der Weg in die Utopie des 23. Jahrhunderts noch recht weit ist. Es ist ein Auf und etwas Ab, ein Vor und etwas Zurück, ein Hin und etwas Her. In den USA sind die Bürgerrechte verbrieft, die

¹ Aus dem Einführungstext der Fernsehserie „Star Trek / Raumschiff Enterprise“, USA 1966-1969, deutsche Erstausstrahlung 1972.

Segregation ist auf dem Papier aufgehoben, aber gläserne Decken und rassistische Gewalt bestehen nach wie vor. Strukturelle Polizeigewalt tötet schwarze Menschen, aber Bewegungen wie „black lives matter“ oder auch „#MeToo“ haben Kraft und verschaffen sich zunehmend Gehör. Letztendlich müssen wir Menschen gemeinsam entscheiden, in welcher Geschwindigkeit es vorangeht. Die derzeit sehr aktiven Behörungsstellen sind angstgeleitet und trauen dem Schritt nach Vorne in eine progressive Zukunft nicht, agieren stattdessen lieber gegen die bereits eingeleiteten Emanzipationsschritte der Menschheit, weil ihnen das Bekannte vermeintlich sicherer erscheint.

Auf jeden Fall ist ein vollständiges Zurück – weil ahistorisch – ausgeschlossen. Die Menschheit ist durchaus auf dem richtigen Weg, doch die Utopie ergibt sich auch nicht von selbst. Das hat u.a. damit zu tun, dass die heutigen Konflikte eine lange, tief verwurzelte Vorgeschichte haben. Ein zentrales Element dieser ‚Prähistorie‘ ist die Geschichte des Kolonialismus. Dieser produzierte durch seine zunehmend ideologische Verankerung – wie der pseudowissenschaftlichen Rassentheorie – Prägungen, gerade auch äußerlich-visuelle, die im Unterbewussten Spuren hinterlassen haben, weil sie über Jahrhunderte in hierarchisierten „Schwarz-Weiß-Bildern“ immer wieder trennscharf inszeniert worden sind. Neben der Befriedigung der Neugierde auf das „Andere“, „Exotische“ wurde so eine vermeintliche Differenz zwischen „Schwarz und Weiß“, „Europa und der Welt“, „Mutterland und Kolonie“, „Zivilisation und Natur“, „entwickelt und unterentwickelt“ in Szene gesetzt.

Um diese „koloniale Szenografie“² langfristig hinter sich lassen zu können, muss der eigene Blickwinkel bewusst verändert werden. Es geht um die post-koloniale Überwindung eines bis heute immer noch kaum bewussten bzw. gerne geleugneten visuellen Analphabetismus, der – gerade auch mit Blick auf unsere Migrationsgesellschaften, die sich im Zeitalter der Globalisierung immer weiter diversifizieren – Kommunikation erschwert und ein gemeinschaftliches soziales Handeln behindert. Es bedarf kollektiver post-kolonialer Lernerfahrungen, die eine kritische Reflexion der Geschichte von Kolonialismus und Kolonialimperialismus ermöglichen. Zentrales Ziel sollte es dabei sein, durch multiperspektivische Vergegenwärtigungen diese Geschichte als eine gemeinsame historische Erfahrung zu veranschaulichen. ‚Mit den Augen des anderen‘ zu schauen, ist stets erhellend.

– / –

Wie das konkret aussehen kann, soll am Beispiel eines Gemäldes aus dem 18. Jahrhundert verdeutlicht werden. Lassen wir die Erzählung am

² Thorsten Heese: Die Entschlüsselung der „Szenografie des Kolonialismus“ als postkoloniales Museumsnarrativ, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 15, 2016, S. 46-66.

5. Januar 1981 im ostwestfälischen Herford beginnen. An diesem Tag herrscht im Städtischen Museum große Freude. Seit den 1950er Jahren hat das Museum immer wieder vergeblich versucht, ein spezielles Ölbild aus Bonner Privatbesitz anzukaufen. Doch nun ist es so weit. Das lange Werben hat endlich zum Erfolg geführt. Das „Gemälde der Äbtissin Johanne Charlotte, Markgräfin v[on] Brandenburg-Schwedt, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau“³ ist nun Teil der Sammlung. Es hing, so ist zu vermuten, ursprünglich in der Herforder Abtei. Dieses hochfürstliche Damenstift wurde Anfang des 19. Jahrhunderts im Zuge der Säkularisation aufgelöst.⁴

Johanna Charlotte, am 6. April 1682 als Prinzessin von Anhalt-Dessau geboren, heiratete 1699 in Berlin den Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt (1669-1711) und lebte zunächst in Schwedt an der Oder, das die Markgrafen zu einer fürstlichen Residenz ausgebaut hatten. Das luxuriöse Hofleben in Berlin war ihr ebenfalls vertraut. Nach dem Tod ihres Mannes übernahmen ihre Söhne die Regentschaft in Schwedt; erst Friedrich Wilhelm (1700-1771), zunächst unter Vormundschaft von Friedrich Wilhelm I. König von Preußen (1688-1740) und ab etwa 1720 selbstständig, sowie ab 1771 Heinrich Friedrich (1709-1788). Die noch junge Witwe versuchte der preußische König seit 1714 im Herforder Damenstift zu platzieren. 1729 wurde sie dort gegen viele Widerstände als Äbtissin eingesetzt. Die seit Jahren verfallende Abtei ließ Johanna Charlotte zu einer kleinen aber repräsentativen Barockresidenz ausbauen. Bis zuletzt hielt sie den Kontakt zum Berliner Hof. Dort residierte die „Markgräfin Philipp“ in ihrem Palais in der Dorotheenstadt.⁵

Interessant ist nun, dass auf dem Rokoko-Porträt nicht, wie der Bildtitel suggeriert, nur eine Person – die Herforder Äbtissin – zu sehen ist; vielmehr sind unübersehbar zwei Menschen abgebildet: Neben Johanna Charlotte ist auf der rechten Seite noch ein afrikanisches Kind dargestellt. Es trägt die am Herforder Hof damals gebräuchliche Livrée, die „hell Caneel- oder Zimtbraun gewesen [ist] mit Silber und schwarzem

³ Daniel-Pöppelmann-Haus Herford (DPH), Inv.-Nr. 92/91; Öl auf Leinwand, unsigniert und undatiert, um 1740, 154 x 119 cm; vgl. Eingangskatalog VIII, Nr. 99/1981. Entsprechend der Eintragung im Katalog erwähnte auch das Erklärungsschild in der damaligen Dauerausstellung nur die Äbtissin, nicht aber die andere abgebildete Person: „Johanne Charlotte, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, Fürstäbtissin von Herford (1729-1750) [...]“

⁴ Rainer Pape, Lisa Huchzermeyer: Wertvolles und Verborgenes aus dem Herforder Museum (Freie und Hansestadt Herford; Bd. 8), Herford 1991, S. 50.

⁵ Heinrich Schulz: Johanna Charlotte Markgräfin von Brandenburg-Schwedt. Äbtissin des Reichsstifts Herford (1729-1750), in: Herforder Jahrbuch 1, 1960, S. 35-58; Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg, Bd. 5: Von 1648 bis zu ihrer Auflösung und dem Ende ihrer Institutionen, Berlin 1969, S. 57f.; Thorsten Heese: Mit Schulterband und Schleife „... zum Lustre Unsers Stifts ...“ Ehre, Eitelkeiten und Intrigen im Zeichen des Herforder Damenstiftsordens, in: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2, 1994, S. 65-100; hier S. 69.

Unterfutter, item hellblauen Westen und Aufschlägen.“⁶ Wer aber ist diese zweite Person? Ist sie nicht ‚der Rede wert‘?

Viele höfische Repräsentationsporträts der Zeit zeugen von der Existenz dunkelhäutiger Diener. Doch diese bleiben Staffage. Im Mittelpunkt steht stets die adelige Standesperson. Kunsthistorisch betrachtet haben wir es mit einem in der Frühen Neuzeit weit verbreiteten Phänomen in der Adelswelt zu tun. Ein Porträt mit M...⁷ spiegelte das Standesbewusstsein der Zeit wider. Einen afrikanischen Diener zu besitzen, möglichst im Kindesalter, gehörte zu den Repräsentationsbedürfnissen und besonderen modischen Erscheinungen an Europas stark auf Vergnügen und Abwechslung ausgerichteten Adelshöfen. Zahlreiche dieser Porträts des 17. und 18. Jahrhunderts degradieren den Diener mit anderer Hautfarbe zum repräsentativen Statussymbol, zum ‚exotischen Beiwerk‘.

Durch den Umstand, dass die Herkunft der in dieser Zeit derart ins Bild gesetzten Menschen häufig nicht bekannt ist, wird ihre dienende Funktion weiter verstärkt. Selbst heute wird die Person z. B. in Museen oder Ausstellungen, gar nicht benannt, nicht einmal in der abstrakten Form „N.N. mit M...“ Hier setzt sich mithin ein Strukturprinzip des Kolonialismus bis in die Gegenwart ganz konkret fort. Beim Betrachten des Gemäldes wird die Person negiert, als wäre sie kein konkreter Mensch, keine fassbare Persönlichkeit, sondern lediglich ein anonym bleibendes dekoratives Element zur Hervorhebung einer ins Zentrum gerückten Adelsperson; ein – auch im Bild noch – dienendes Accessoire. Und noch mehr: Adelige ließen sich nicht zuletzt auch deshalb gerne gemeinsam mit dunkelhäutigen Diener:innen abbilden, weil der Kontrast vom – durch das Pudern noch künstlich hervorgehobenen – Weiß der adeligen Person und dem Schwarz der Afrikaner:innen den privilegierten Müßiggang des Adels gegenüber der sonnenverbrannten, arbeitenden Landbevölkerung veranschaulichte.⁸ Das ‚Weißsein‘ zeigt sich hier als eine soziale Kategorie mit doppelter, nach außen abgrenzender wie nach innen einbindender Stoßrichtung.⁹

Zurück ins Herford des 18. Jahrhunderts. Ein Blick in den Hausstand der drittletzten Äbtissin verdeutlicht, dass einerseits ihre Hofhaltung kaum etwas von dem vermissen ließ, was in adeligen Kreisen erwartet wurde.¹⁰

⁶ Zeitgenössischer Bericht von 1750; zit. nach: Schulz 1960, S. 56.

⁷ Der Begriff „Mohr“, entlehnt von den nordafrikanischen Mauren, war bis zur Französischen Revolution die gängige Bezeichnung für die dunkelhäutigen Afrikaner an Europas Höfen. Vor dem Hintergrund einer kritischen Zeitanalyse erscheint die Verwendung als Quellenbegriff in diesem Kontext grundsätzlich gerechtfertigt. Dennoch wird er in diesem Text auch bewusst weitgehend durch die Abkürzung „M...“ ersetzt, um persönliche Verletzungen zu vermeiden; zur Problematik des Begriffs s.a. Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren, Hamburg 1993, S. 14.

⁸ Ebd., S. 101f.

⁹ Wulf D. Hund: Wie die Deutschen weiß wurden. Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus, Stuttgart 2017, S. 22.

¹⁰ Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) Berlin, Rep. 36, Nr. 92; Schulz 1960, S. 56ff.

Und andererseits, dass sie aktiver Teil der auf Exotik ausgerichteten privilegierten Adelswelt war. Als Europa – aus eurozentrischer Perspektive – für sich die Erde entdeckte, wurde das „Andere“, „Fremde“ und „Faszinierende“ gesammelt und damit zugleich vereinnahmt. Das veranschaulicht auch die Gemäldesammlung Johanna Charlottes. Sie hinterließ allein 500 „Schildereyen und Portraits“¹¹, darunter Gemälde von Malern wie Jean Antoine Watteau (1684-1721) oder dem für seine Phantasielandschaften mit exotischen Tieren bekannten Niederländer Roelant Savery (1576-1639). Dessen „perspectivische Landschaft [...] mit allerhand Thieren Bäumen und Feder Vieh“ war mit allein 200 Reichstalern Taxe das wertvollste Einzelstück ihrer Sammlung.¹² Dem Zeitgeschmack gemäß findet sich zudem eine Vielzahl Bilder mit exotischem Flair, die etwas von den Phantasien über ein fernab der eigenen Realität gelegenes irdisches Paradies verraten. Ein „Caminstücke mit 2. Affen“ findet sich da oder ein Türstück „mit Indianischen Sperlingen“. Ob afrikanische Vögel, Affen mit Papageien oder Tauben mit Blumenkorb¹³ – die Vielfalt und Farbigkeit solcher Bildwerke diente dem Adel als Protest gegen das aus ihrer Perspektive gleichmacherische Schwarz-Weiß des durch Renaissance und Humanismus geprägten Bürgertums. In Abgrenzung zur bürgerlichen Sparsamkeit wurde stattdessen bewusst adelige Verschwendungssucht demonstriert.

In diesen Kontext gehören auch mehrere Darstellungen von Afrikaner:innen. Auf „ein Türstück mit einer Mohrin“ folgen weitere Supraporten¹⁴, eines „mit eine[m] Papagey“, ein anderes „mit ein[em] Mohrenkind“ usw.¹⁵ Auch wenn sich gegen Ende der Religionskriege im 17. Jahrhundert das Bild des kultivierten M... allmählich hin zum ‚Wilden‘ zu verändern begann, wirkte doch an den Höfen und in der Malerei die alte Assoziation der von Gott mit einem paradiesischen Leben, Genuss und Wohlleben beschenkten ‚edlen Wilden‘ noch nach.¹⁶ Trotzdem verrät eine Komposition wie „Mohr Hund und Federvieh“¹⁷, dass die abgebildeten Menschen mit der anderen Hautfarbe vorrangig dekorativen Charakter hatten, ebenso wie „grün und rohte Papageyen“, „Hahn und Huhn und 2. Meerschweinigen“ oder die „Affen Gesellschaft“.¹⁸ Auch sie waren vor allem ‚bunte Farbtupfer‘, da ihr Anblick für europäische Augen – und die blickten auf diese Gemälde – immer noch ungewohnt war. Gleich den Paradiesvögeln wurden sie gegen das Bürgertum instrumentalisiert;

¹¹ GStA PK, Rep. 36, Nr. 92, Bl. 134-168.

¹² Ebd., Bl. 150.

¹³ Ebd., Bl. 139, Nr. 80 u. 81; Bl. 140, Nr. 100; Bl. 141, Nr. 109, 114 u. 111.

¹⁴ Supraporte / Türstück: ein oberhalb einer Tür bemaltes Feld oder angebrachtes Gemälde.

¹⁵ GStA PK, Rep. 36, Nr. 92, Bl. 140, Nr. 94-96.

¹⁶ Martin 1993, S. 85 u. 81.

¹⁷ GStA PK, Rep. 36, Nr. 92, Bl. 140, Nr. 101.

¹⁸ Ebd., Bl. 142, Nr. 129 u. 136; Bl. 153, Nr. 270.

kunstvoll ausstaffiert, erweiterten sie gewissermaßen den majestätischen Ornat, unterstrichen Reichtum, Macht und Einfluss des Adels.¹⁹

Äbtissin Johanna Charlotte machte hier keine Ausnahme. Sie umgab sich in ihrer Gemäldesammlung nicht nur mit entsprechenden Bildnissen, darunter das Porträt „Fräulein von Cornberg mit einem Mohren“²⁰, sondern sie ließ sich selbst gleich mehrfach in dieser Form porträtieren. Auf einem Gemälde der Äbtissin, das sich in einer niederländischen Sammlung befindet²¹, sitzt sie, ähnlich wie auf dem Herforder Bild, als Symbol der trauernden Witwe mit dem rechten Ellbogen auf ein großes Samtkissen gestützt und ist umgeben von Hunden, Vögeln und einem afrikanischen Diener. Dieser reicht ihr etwas Obst, was die Äbtissin allerdings nicht zu beachten scheint. Sie blickt vielmehr entrückt über ihren Diener hinweg, erwidert den Kontakt nicht; auch hier bleibt der Afrikaner Staffage. Kunsthistorisch betrachtet, trägt das Bild, das zwischen 1720 und 1730 entstand und wahrscheinlich eine eigenhändige Arbeit des Berliner Hofmalers Antoine Pesne (1683-1757)²² ist, noch die Züge einer eher zurückhaltenden, allenfalls indirekt arbeitenden Visualisierung persönlicher Wesensmerkmale in adeligen Porträts.

Verglichen mit dieser Distanz ist das Herforder Doppelporträt, bei dem die linke Hand der mit auffallend jugendlichen Zügen gemalten Äbtissin sehr intim auf der Schulter ihres jungen Dieners ruht, geradezu sensationell.²³ Dieser Typus einer privaten Geste geht über die damals gewöhnlichen Konventionen der Porträtmalerei weit hinaus. Porträts mit derart intimmem Charakter finden sich in Deutschland, besonders im preußischen Einflussbereich, nicht vor der zweiten Hälfte der 1730er Jahre. Zu dieser Zeit, im Jahre 1736, zog der preußische Kronprinz und spätere König Friedrich II. von Preußen (1712-1786) mit seinem Hofstaat in die Residenz Rheinsberg. Hier, im Umfeld eines ungestörten Hoflebens, nahm das friderizianische Rokoko seinen Anfang und gelangte nach dem Regierungsantritt Friedrichs im Jahre 1740 zur raschen Blüte. Inspiriert durch das Heitere und Unbeschwerte der „Fêtes galantes“-Kunst der französischen Maler Jean Antoine Watteau und Nicolas Lancret (1690-1743), entwickelte sich auch in der Porträtkunst

¹⁹ Martin 1993, S. 106 u. 109.

²⁰ Ein „Kind mit einem Mohren und Hund“; sowie „Fräulein von Cornberg mit einem Mohren“; GStA PK, Rep. 36, Königliches Haus-Archiv Schwedt, Nr. 92, Bl. 141, Nr. 119 und Bl. 157, Nr. 330.

²¹ Porträt Johanna Charlotte [mit M...]; Sammlung von Aldenburg-Bentinck, Kasteel Middachten, de Steeg, Kat.-Nr. 195; Öl auf Leinwand; 313,5 x 220,5 cm; Fotonegativ: Iconographisch Bureau, den Haag, Nr. C.5416; eine Fotografie existiert im Herforder Museum: DPH, Kat.-Nr. VI, Nr. 120/1966.

²² Auskunft Gerd Bartoschek, Potsdam.

²³ Erst viel später, in den 1750er Jahren, taucht bei Pesne mit dem Porträt der Karoline Henriette Landgräfin von Hessen-Darmstadt eine vergleichbare Darstellung auf: H[elmut] Börsch-Supan: Der Maler Antoine Pesne. Franzose und Preuße, Friedberg 1986, S. 141, Abb. 106.

eine leichtere Malweise, die den eher steifen Charakter der adeligen Porträts auflockerte und Raum für das Private öffnete.²⁴

Zwar lässt sich die beschriebene Geste, die die beiden Personen künstlerisch miteinander verbindet, auch als besitzergreifender Akt der Herrin gegenüber ihrem Diener lesen. Jedoch ist sie hier weit dezenter, als dies etwa im Porträt der Laura dei Dianti von Tiziano Vecellio (um 1488/90-1576) aus den 1520er Jahren der Fall ist. Diese fasst mit unverkennbarem Habitus von oben auf die Schulter ihres afrikanischen Dieners, der sie von unten anschaut.²⁵ Dagegen wirkt die Gebärde Johanna Charlottes mit gespreizten Fingern fast spielerisch. Ob damit eine engere, persönliche Beziehung zwischen Johanna Charlotte und dem dargestellten Jungen angedeutet werden soll, etwa im Sinne einer mütterlichen Geste, bleibt Spekulation.²⁶

Im Gegensatz zu vielen anderen Beispielen haben wir in unserem Fall das Glück, dass sich der abgebildete Junge tatsächlich identifizieren lässt. Im Testament der am 31. März 1750 verstorbenen Johanna Charlotte ist er in der Auflistung ihrer 44köpfigen Dienerschaft unter Nr. 15 aufgeführt: „Der Mohr, Leopold“.²⁷ „Leopold“ ist damals 23 Jahre alt, mithin 1727 geboren und seit 16 Jahren in Diensten der Äbtissin. Als M... ist er eindeutig ein Afrikaner gewesen. Bezeichnenderweise ist die Rubrik „Vaterland“ in der Personalliste bei allen anderen ausgefüllt. Nur bei „Leopold“ ist die Herkunft ein ‚blinder Fleck‘. Das verwundert kaum, denn er dürfte im Zuge des kolonialen Dreieckhandels als Sklave aus Afrika verschleppt, als Handelsgut nach Europa gebracht und von dort weiter verkauft worden sein.

Einen M... zu besitzen, war bereits im Mittelalter ein Ausweis für Macht und privilegierten Genuss und gehörte spätestens seit dem 17. Jahrhundert zum ‚guten Ton‘ unter Standespersonen. Wer etwas auf sich hielt, besaß in seiner Dienerschaft mindestens einen M... Während sich einige Höfe ihrer Größe entsprechend mehrere – vorwiegend männliche – M... leisten konnten, fehlten kleineren Hofstaaten die Mittel, um entsprechend mitzuhalten.²⁸ Zu den besonderen Auswahlkriterien gehörte es, dass die

²⁴ Ebd., S. 19; Helmut Börsch-Supan: Die Gemälde Antoine Pesnes in den Berliner Schlössern (Aus Berliner Schlössern. Kleine Schriften; Bd. 7), Berlin 1982, S. 7; Auskunft Gerd Bartoschek, Potsdam.

²⁵ Sammlung Heinz Kisters, Öl auf Leinwand, auf Schmuckband des rechten Ärmels bezeichnet „TICIANUS F[ECIT]“, 1520er Jahre, 118 x 93,4 cm; abgebildet in: Stadt Osnabrück (Hg.): Christina, Königin von Schweden, Ausst.-Kat., 2. Aufl., Bramsche 1998, S. 76-78.

²⁶ Der Junge hält in seiner rechten Hand einen Griffel. Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass er das Schreiben erlernt hat; auf seine „solide Bildung“ verweist auch Heinrich Jobst Graf von *Wintzingerode*: Schwierige Prinzen. Die Markgrafen von Brandenburg-Schwedt (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs; Bd. 62), Berlin 2011, S. 224.

²⁷ GStA PK Berlin, Rep. 36, Nr. 87, Bl. 11-12, Nr. 15; siehe auch im Folgenden ebd.; s.a. Martin 1993, S. 129.

²⁸ Martin 1993, S. 41, 49 u. 147.

importierten Afrikaner:innen „von guter Leibesdisposition und Gesicht“²⁹ waren. Fast noch wichtiger war aber ihr Alter. Erwachsene wurden kaum nachgefragt. Auf der Suche nach einer Art ‚menschlichem Schoßhündchen‘ verlangte es ihre Käufer:innen gerade nach dem Niedlich-Naiven eines Kindes. Auch „Leopold“ war 1734 als Siebenjähriger an den Herforder Hof gekommen. Wie viel Johanna Charlotte für ihn bezahlt hat, ist nicht überliefert. Die Kosten schwankten um 1700 etwa zwischen 50 und 100 Reichstalern.³⁰ Sicher ist, dass es sich um beachtliche Summen handelte, die nicht jedermann aufbringen konnte, wodurch die Exklusivität des Prestigeobjekts weitgehend garantiert war.

„Leopold“ ist die gelehrte Form für „Liut-bald“ (Liutpold, Lupold) und steht für „im Volke kühn“.³¹ Wie kam er zu einem Namen, der eindeutig nicht afrikanischer Herkunft ist? In der christlich geprägten Welt Johanna Charlottes wäre es undenkbar gewesen, den ‚heidnischen Import‘ in seinem ursprünglichen – oder gar keinem – Glauben zu belassen. Stattdessen galt es als Werk christlicher Nächstenliebe, durch die christliche Taufe eine Seele vor dem sicheren Tod zu bewahren. So erhielt auch „Leopold“ seinen – neuen – Namen. Vollständig lautete dieser „Leopold Carl Heinrich Marggraff“. Die Vornamen verweisen vermutlich auf seine Taufpat:innen: Leopold I. von Anhalt-Dessau (1676-1747), hoher Offizier der preußischen Armee und als „Alter Dessauer“ bekannt, war der Bruder Johanna Charlottes. Carl bezieht sich wohl auf sie selbst (Carl nach Charlotte) und Heinrich auf ihren jüngeren Sohn Heinrich Friedrich. Schließlich bildet Marggraf das Surrogat für den Titel der Äbtissin als verwitwete Marggräfin von Brandenburg-Schwedt.³²

„Nicht Sklaven, nicht frei“³³ – formalrechtlich besaßen M... einen merkwürdig zwitterhaften Status. Als Sklav:in angekommen, wurden sie, einmal getauft, als Christ:in offensichtlich in der Regel von ihrer Herrschaft freigegeben.³⁴ Wie jeder andere Bedienstete wurde auch „Leopold“ entlohnt. Er konnte sich demnach wie ein freier Untertan fühlen und genoss wie andere M... noch Vorzüge vor anderen Mitgliedern der höfischen Dienerschaft; man denke an „Leopolds“ freie Verpflegung. Einmal den Kinderschuhen entwachsen, mussten sie allerdings nicht selten die unmittelbare Nähe ihrer Herrschaft verlassen. In jedem Fall

²⁹ Georg Christian Herzog von Friesland an Oberrentmeister Brenneysen v. 14.9.1663, zit. nach: Martin 1993, S. 104.

³⁰ Ebd., S. 131.

³¹ Hans *Bahlow*: Deutsches Namenslexikon. Familien- und Vornamen nach Ursprung und Sinn erklärt, München 1967, S. 313.

³² Wintzingerode 2011, S. 223.

³³ Martin, 1993, S. 129; siehe auch im Folgenden ebd. S. 136f.

³⁴ So etwa „Christian Gerhard Schepeler“ 1661 in Osnabrück; Thorsten *Heese*: Von Heiden, Herren und Händlern. Die Osnabrücker „Mohren Tauffe“ als Grenzüberschreitung, in: Uta Fenske, Daniel Groth, Matthias Weipert (Hg.): Grenzgang – Grenzgängerinnen – Grenzgänger. Historische Perspektiven, St. Ingbert 2017, S. 155-169; hier S. 165.

waren sie stets von der Gunst, die ihnen entgegengebracht wurde, abhängig. Da sie als ‚Waisen‘ ohne Familie dastanden, hatten sie auch keine anderen Bezugspunkte. Ohne das Wohlwollen und die Protektion einer Herrschaft waren sie letztendlich der Willkür ausgesetzt.

Wie glücklich oder unglücklich M... wie „Leopold“ mit ihrer Situation waren, lässt sich nur in seltenen Fällen sagen, da dafür die Quellen fehlen. Sehr vorsichtig gesprochen kann davon ausgegangen werden, dass sie weitgehend in ihr soziales Umfeld integriert waren, solange sie ihre Anstellung hatten, d.h. solange sie protegiert wurden. Ohne Arbeit waren sie dagegen relativ wehrlos. Nur wenige wurden älter als 30 Jahre. Vereinzelt sind Fälle von psychischer Belastung und Wahnvorstellungen bis hin zu Selbstmord bekannt geworden.³⁵ Ihre ursprüngliche Herkunft mussten sie eintauschen gegen eine neue Umgebung, in die sie unfreiwillig hineingedrängt wurden – auch wenn es ihnen dabei nicht zwangsläufig schlecht gehen musste. Die grotesk anmutende Uniform „Leopolds“ ist Sinnbild dafür.

Als Hofm... musste „Leopold“ ständig verfügbar sein und konnte die Herforder Abtei daher nur selten verlassen. Hofm... waren so etwas wie ein ‚lebendiges Spielzeug‘, wurden in der Regel mit niederen Tätigkeiten betraut und fanden sich daher in den Gehaltslisten eher im unteren Drittel wieder, wobei allerdings besondere Zuwendungen nicht berücksichtigt sind.³⁶ Gleiches traf auf „Leopolds“ Verdienst zu. Die Spanne zwischen dem Kellerburschen Bröcker und dem Kammerjunker von Beesten reichte von jährlich 8 bis 300 Taler. An reinem Gehalt verdienten 27 Bedienstete mehr, 16 weniger als „Leopold“. Neben seinen 60 Talern Jahressalär besaß er noch das Recht auf „Freyen Tisch.“³⁷ Gemeinhin hing auch die Entlohnung der M... von der Größe des Hofes ab; insgesamt wurden die Gehälter aber willkürlich festgelegt. Letztendlich gab das Wohlwollen des Herrn oder der Herrin den Ausschlag.³⁸ Wenn „Leopold“ bei Johanna Charlotte auch kein Spitzenverdiener wie von Beesten geworden ist, so bot ihm die Summe von 60 Reichstalern doch eine sicherere Existenz, als sie manch einheimischer Untertan besaß. Verbunden mit dem Privileg der freien Verpflegung spricht dies für eine gutes Verhältnis zwischen der Äbtissin und „Leopold“, zumal der Sohn der Äbtissin, Friedrich Wilhelm, nach ihrem Tod seinen Verdienst mit „Mouise Marchandise ordinairemen“³⁹ kommentierte, was auf seine eher überdurchschnittliche Entlohnung hindeutet.

³⁵ Martin, 1993, S. 178 u. 154ff.

³⁶ Ebd., S. 148 u. 138.

³⁷ GStA PK, Rep. 36, Nr. 87, Bl. 12.

³⁸ Martin 1993, S. 140.

³⁹ GStA PK, Rep. 36, Nr. 87, Bl. 11-12; Nr. 17.

Auch über ihren Tod hinaus sorgte die Äbtissin für ihre Bediensteten, deren Gehälter durch ihre testamentarische Verfügung eineinhalb Jahre lang fortgezahlt werden sollten. Weitere Legate wurden verfügt, darunter für „Leopold“ 100 Taler. Das deckt sich grundsätzlich mit dem Eindruck, dass Johanna Charlotte dem jungen Mann eine sichere wirtschaftliche Existenz ermöglicht hat. Von anderen Hofm... vermutet man, dass diese ihre reiche Ausstattung, die zunächst einmal der adeligen Herrschaft selbst zugute kam – mit ihrer reichen Ausstaffierung hoben die Herrschaften den eigenen Reichtum hervor –, mitunter behalten durften bzw. nach dem Tod vererbt bekamen.⁴⁰

Nach dem Tod Johanna Charlottes verließ „Leopold“ Herford und ging zunächst nach Dessau, um anschließend von dort nach Schwedt an den Hof ihres Sohnes Friedrich Wilhelm zu wechseln. Dort wurde er Kammerm... der Markgräfin Sophia Dorothea Marie (1719-1765).⁴¹ Sein Versuch, die nicht folgenlos gebliebene Herforder Liaison mit dem Garderobenmädchen – gemeint ist vermutlich die Vorgängerin des seit 1749 sich in Diensten der Äbtissin befindenden „Garderob Mädgen Schrödern“ aus Bielefeld (*1731)⁴² – durch eine Heirat zu legitimieren⁴³, scheiterte an dem Widerspruch des Markgrafen mit der Begründung: „Da meine Sehlige Muhter es nicht genehmiget und zu geben wollen will ich es nicht willigen“.⁴⁴ Gleichwohl wurde das gezeugte, Kind ebenfalls an den Hof in Schwedt geholt. Es ist auf einem Gemälde mit den Kindern des Markgrafen Friedrich Wilhelm und der Markgräfin Sophia Dorothea Marie aus der Zeit kurz nach 1750 verewigt.⁴⁵ Hier sind eventuell Anfänge einer Art ‚Kammerm...-Dynastie‘ zu erkennen.

– / –

„Leopolds“ Geschichte ist kein Einzelfall. Schon weitere Forschungen zur Herforder Abtei zeigen, dass es Vorgänger und Nachfolger gab. Bereits Johanna Charlottes Amtsvorgängerin, Charlotte Sophie, Herzogin von Livland, Kurland und Semgallen (1688-1728), notierte in ihrem im Februar/März 1728 aufgesetzten Testament: „Dem zu Tübingen anjetzo sich aufhaltenden Mohren Carol von Comanni sollen seine rückständige

⁴⁰ So angeblich Angelo Soliman, ursprünglich Mmadi-Make genannt (ca. 1721-1796), M... des Fürsten Wenzel von Lichtenstein; Martin 1993, S. 139.

⁴¹ Wintzingerode 2011, S. 223 u. 228.

⁴² GStA PK, Rep. 36, Nr. 87, Bl. 11-12, Nr. 15.

⁴³ „[...] daß mich in das damalige Garde de Robes Mädgen verliebet, auch solche beschwängert und einen jungen Mohr mit derselben erzeiget, welches mir anjetzo in meinem Gewißen große Schmerzen verursacht, wen ich diese Persohn mit dem Kinde, ungetraut verlaßen sollte, weil selbige von guter Familie, und gute existerier ist, So habe Ew. Königl. Hoheit hiermit allerunterthänigst und fußfällig ersuchen sollen, die Allergnädigste Permission zur Copulation zu ertheilen.“ GStA PK, Rep. 36, Nr. 73, Schr. Leopold Marggraf an Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, Dessau, 24.6.1750; zit. nach: Wintzingerode 2011, S. 224.

⁴⁴ Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt; zit. nach: Wintzingerode 2011, S. 224.

⁴⁵ Ebd.

und fällige Benefizien gelder bezahlet werden“.⁴⁶ Zudem waren „Dem Mohren Cyprian fünfzig Thaler“ auszuhändigen. Mehr erfahren wir nicht. War Carl von Comanni der Vorgänger Cyprians als Hofm...? Dafür könnte sein Wechsel nach Tübingen sprechen. Oder gehörten die beiden sogar zeitweise gleichzeitig dem Hofstaat der Äbtissin an? Auch Johanna Charlottes Nachfolgerin Hedwig Sophie Auguste von Schleswig-Holstein-Gottorp (1750-1764) wurde 1752 Patin der kleinen Hedwig Sophie Auguste André; deren Vater war ebenfalls M....⁴⁷ Ähnlich Familiäres wissen wir über den „Mohren Wilhelm“⁴⁸, der am Hofe der letzten Herforder Äbtissin Friederike Charlotte Leopoldine Louise von Brandenburg-Schwedt (1764-1808), einer Enkelin Johanna Charlottes, lebte. In einer Aufstellung vom April 1798 wird erwähnt, dass diese der „Witwe des Mohren Wilhelm monatlich 4 [Reichstaler], mithin jährlich 48 [Reichstaler]“ Pension zahlte. Heirat und geregelte Witwenversorgung sprechen – abgesehen von der erzwungenen Einwanderung und Assimilierung – für eine wenig von der Norm der übrigen Hofbediensteten abweichende Lebensführung.

Beispiele wie die Geschichte von „Leopold“ belegen, dass es sich auch in anderen Fällen durchaus lohnt, nach Hinweisen auf die Geschichte und Lebensverhältnisse von verschleppten Afrikaner:innen der Epoche zu recherchieren. Anders als bei den im Zuge des sog. Dreiecks-Sklavenhandel zwischen Europa, Afrika und Amerika bis ins 19. Jahrhundert geschätzten 11-15 Millionen zwangsdeportierten Arbeits-sklav:innen für die Plantagenarbeit⁴⁹ besteht bei Hof- und Kammerm... grundsätzlich noch eher eine Chance, in Archiven fündig zu werden. Einzelne Biografien wie die von „Leopold“ der Anonymität zu entreißen, bedeutet konkrete Vergleichsbeispiele zu schaffen, die es gestatten, sich eine bessere Vorstellung von der Dimension des Gesamtphänomens Kolonialismus zu machen. Solche Lebensbilder mit Blick auf ihre sozial- und kulturgeschichtliche Relevanz zu erzählen⁵⁰, ist jedenfalls etwas

⁴⁶ GStA PK Berlin, Rep. 34, Nr. 98 a 3, Wahl der Äbtissin, Paket 11929, 1729, Auszug aus dem Testament der Äbtissin Charlotte Sophie vom 23.2./9.3.1728; siehe auch im Folgenden ebd.

⁴⁷ Harald *Schieckel*: Die Patenkinder der Prinzessin Hedwig Sophie Auguste von Holstein-Gottorp j. L., Pröpstin zu Quedlinburg und Äbtissin von Herford, aus den Jahren 1719 bis 1764. Ein Beitrag zur Namensgebung bei fürstlichen Patenschaften und zur Verbreitung des Namens August(e), in: Herforder Jahrbuch 9, 1968, S. 68-74; hier S. 71.

⁴⁸ GStA PK Berlin, Rep. 34, Nr. 98 a 1, Angelegenheiten des Stifts und der Äbtissin, Paket 11919, 1741-1806, Inventar des Allodial-Vermögens und des Fideicommiss-Vermögens der Äbtissin Friederike Charlotte Leopoldine Louise, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt vom 20.4.1798, Titel XXIV: Pensionen, Nr. 59; siehe auch im Folgenden ebd.

⁴⁹ Christian *Geulen*: Geschichte des Rassismus (Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe; Bd. 677), Bonn 2007, S. 39.

⁵⁰ Thorsten *Heese*: Von Mohren und Menschen. Der afrikanische Diener der Äbtissin Johanna Charlotte, in: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 5, 1997, S. 67-78.

anderes, als mit „einer sozialkritischen Attitüde post festum“ historische Forschung zu betreiben.⁵¹

Vielleicht ging es Kammerm... wie „Leopold“ im Einzelfall nicht schlecht. Wie wir gesehen haben, war dieser versorgt, er konnte sich verlieben, ein Kind zeugen, erben und den Wohnort wechseln.⁵² Sicher lebte er sogar privilegierter und komfortabler als manch Leibeigene:r oder Heuerling.⁵³ Das ändert jedoch nichts an dem grundsätzlichen Problem einer strukturellen Ungerechtigkeit und Ungleichheit, deren inhumane Akte nicht hinterfragt wurden. Genau diese aber müssen heute sichtbar gemacht werden, um ihre über Jahrhunderte reichende Wirkung wahrnehmen und beenden zu können. M... wurden verschleppt, verkauft und verschenkt, waren also mehr Objekte als Subjekte. Die vermeintliche Normalität⁵⁴ hatte auch Kehrseiten. Sie setzte die christliche Taufe voraus; M... wurden sehr wohl anders als „Landes Eingeborene“⁵⁵ wahrgenommen; ihnen Wohlgesonnene mussten sich mitunter sorgen, dass ihr Schützlinge „in gute Hände komme[n] und nicht aus[ge]-schimpft“⁵⁶ wurden. Am Ende war es häufig genug nur ein wohlwollendes Tolerieren ‚von oben‘; „wenn es auch Negros“⁵⁷ waren, so bedienten sich ihre Herrschaften doch ihrer, solange sie von Nutzen waren. „Leopolds“ Welt war daher höchstens äußerlich ‚normal‘.

Diese historischen Facetten nicht zu ignorieren, signalisiert die Bereitschaft, zur Selbsterkenntnis die Perspektive zu wechseln. Symbolisch formuliert bedeutet der veränderte Blickwinkel im Falle des besprochenen Gemäldes, dieses nicht wie gewohnt von links nach rechts zu lesen, sondern von rechts nach links. Dann lautet der Titel nicht mehr „Äbtissin mit M...“ sondern „Leopold Carl Heinrich Marggraff mit Johanna Charlotte Äbtissin von Herford“. Wie gesehen, erfahren wir in „Leopolds“ Fall noch relativ viel über diesen Menschen und sein Schicksal. Wir können ihn aus der zu lange völlig selbstverständlichen Anonymität – Gemälde „Äbtissin Johanna Charlotte“ resp. „Äbtissin mit M...“ – etwas befreien. Was wir allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit auch in Zukunft nicht können, ist, diesem Menschen seine ursprüngliche Herkunft wieder zurückzugeben. Aber wir können diese Leerstelle

⁵¹ Vgl. die entsprechende Unterstellung des Historikers Heinrich Jobst Graf von Wintzingerode in: Wintzingerode 2011, S. 223.

⁵² Zum allgemeinen gesellschaftlichen Status von M... vgl. exemplarisch die Langzeitstudie von Ingeborg Kittel: Mohren als Hofbediente und Soldaten im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, in: Braunschweigisches Jahrbuch 46, 1965, S. 78-103.

⁵³ Als herausragendes Beispiel für mögliche erfolgreiche Lebensläufe steht der Aufklärungsphilosoph und Universitätsprofessor Anton Wilhelm Amo (um 1703 - nach 1753/1784?); Martin 1993, S. 308-327.

⁵⁴ Vgl. etwa die Darstellung von Wintzingerode 2011, S. 224, „daß ein getaufter ‚Mohr‘ damals in keiner Weise anders behandelt wurde als Einheimische.“

⁵⁵ Niedersächsisches Landesarchiv, Abteilung Wolfenbüttel (NLA W), 2 c Alt Suppl. VI Nr. 1958 (1766); zit. nach: Kittel 1965, S. 91.

⁵⁶ Stadtarchiv Braunschweig, H V Nr. 234 (um 1760); zit. nach: Kittel 1965, S. 90.

⁵⁷ NLA W, 237 N Nr. 100 S. 80 (6.2.1782); zit. nach: Kittel 1965, S. 102.

immerhin bewusst benennen und damit verdeutlichen, dass Menschen aus Afrika durch den kolonialen Sklavenhandel eines Teils ihrer Identität beraubt worden sind.

Die Sichtumkehr ist kein Automatismus. Hat der Historiker Heinrich Jobst Graf von Wintzingerode missverstanden, worum es mir bei der Diskussion um den „richtige[n] Name[n]“⁵⁸ geht? Er schreibt, bei der Fürststäbtissin habe „Leopold“, „anders als von Heese unterstellt, einen richtigen bürgerlichen Namen erhalten, er hieß nämlich Leopold Carl Heinrich Marggraf“.⁵⁹ Natürlich ist das ein Name; aber eben nur ein zweiter, ‚künstlicher‘, einem anderen kulturellen Kontext entspringender. Mit seinem neuen Namen „Leopold Carl Heinrich Marggraf“ erhielt der Junge aus Afrika eine ‚europäische‘ Identität, die seine zuvor bestehende überschrieben hat. Das nicht klar zu benennen, bedeutet, „Leopold“ in der Retrospektive erneut ein Stück seiner Identität zu nehmen. Es leugnet den kolonialen Kontext, der es erst ermöglichte, Menschen wie „Leopold“ gewaltsam nach Europa zu verfrachten und sie dort gegen ihren Willen in eine ihnen fremde Gesellschaft zu implementieren. Das Gesellschaftssystem erlaubte es ihnen nur in Ausnahmefällen, selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen. „Leopold“ wurde zwar nicht daran gehindert, sich zu verlieben und Kinder zu zeugen. Doch sein Wunsch, die geschwängerte Freundin zu heiraten, um ihre Ehre zu retten, wurde nicht erfüllt. Mit seinem Skrupel, der ihm „anjeto in meinem Gewißen große Schmerzen verursacht, wen ich diese Persohn mit dem Kinde, ungetraut verlaßen solte“⁶⁰, wurde er allein gelassen. Er besaß nicht die Mittel, sich gegen die bestehenden Konventionen der ständischen Gesellschaft und die Macht seiner Herr:innen durchzusetzen.

Die post-koloniale Debatte bemüht sich, durch Erkenntnis die historisch entstandenen Hindernisse aus dem Weg zu räumen, um in eine unterschiedliche Menschen verbindende gesellschaftliche Zukunft blicken zu können. Es geht nicht um ein ‚weißes mea culpa‘, sondern um das Wahrnehmen langfristiger Prägungen, die uns nicht immer bewusst sind. Um es mit einer afrikanischen Stimme zu verdeutlichen: „Diese Gewöhnung an den Tod des Anderen, mit dem man nichts gemein zu haben glaubt, diese vielfältigen Formen des Austrocknens der lebendigen Quellen des Lebens im Namen der Rasse oder des Unterschieds, all das hat tiefe Spuren in Denken und Vorstellung, in der Kultur wie auch in den sozialen und ökonomischen Beziehungen hinterlassen. Diese Wunden und Verletzungen behindern die Herstellung von Gemeinschaft.“

⁵⁸ Heese 1997, S. 72.

⁵⁹ Wintzingerode 2011, S. 223.

⁶⁰ GStA PK, Rep. 36, Nr. 73, Schr. Leopold Marggraf an Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, Dessau, 24.6.1750; zit. nach: Wintzingerode 2011, S. 224.

Tatsächlich ist die Konstruktion des Gemeinsamen untrennbar mit der erneuten Erfindung der Gemeinschaft verbunden.“⁶¹

Auf dem zu beschreitenden Weg nach Utopia geht es vor allem um eine Dekolonisierung des Bewusstseins. Es geht um den Respekt gegenüber anderen Sichtweisen und Wahrnehmungen, insbesondere, wenn wir es mit lang wirkenden Verletzungen zu tun haben. Es geht um das Zulassen von Würde – auch und gerade posthum. Das ist die Grundlage, um bewusst in eine neue gemeinsame Zukunft blicken zu können. Nur der Respekt vor der Menschenwürde jeder/s Einzelnen bringt uns alle näher an Utopien wie der Gemeinschaft auf „Raumschiff Enterprise“. Die Reise nach Utopia ist ein Prozess, der ab- und ausgrenzender Angst Mut und Vertrauen entgegensetzt; der mit produktiver Arbeit verbunden ist, mit Zuhören und Erkenntnis. Er benötigt Geduld und die Bereitschaft zu Trauer, lebt von Solidarität und macht am Ende Lust auf mehr Menschlichkeit. Das alles kann eigentlich nicht so verkehrt sein.

⁶¹ Achille Mbembe: Kritik der schwarzen Vernunft. Berlin 2014, S. 331.